

JAHNN, HANS HENNY

Deutschland 1894 - 1959

Fluss ohne Ufer

1990 las ich, dass Botho Strauss mit dem Preisgeld des Büchner Preises, den er 1989 erhalten hatte, den Roman "Fluss ohne Ufer" von Hans Henny Jahnn bezuschusste. Botho Strauss ist für mich einer der genialsten Sprachpuristen und -Artisten seit Karl Kraus und damit eine gültige Instanz für Literaturbewertung. Trotz des exorbitanten Preises bestellte ich das dreibändige Werk sofort bei meinem Buchhändler.

Die Neunzigerjahre waren für mich beruflich sehr aufreibend, einmal wegen der schierer Arbeitsmenge, zum andern wegen betriebsinternen Bedrängnissen, die mich vor allem auch seelisch belasteten. Jedenfalls wäre ich nicht fähig gewesen, die für dieses 2700-Seitenwerk notwendige Beharrlichkeit aufzubringen. Mein Kopf war überlastet mit Alltagsproblemen. Im Sommer 2000 nahm ich die Bücher dann mit an den Plattensee, wo wir zwei Wochen Kururlaub machten. Zu kurz, um das ganze Werk zu lesen, es beschäftigte mich auch noch zu Hause, genau genommen bis heute.

Ein Werk, das man nicht einfach verzehren kann. Ein Werk, das errungen werden muss. Ich kenne keinen Roman der mit diesem verglichen werden könnte. Er steht einzigartig da. Die Handlung grenzt ans Surreale: Der Held des Werkes verliebt sich grenzenlos ausgerechnet in den Mörder seiner Braut. Und das mit seinem ganzen Herzen, mit seiner ganzen Seele mit seinem ganzen Körper. Ein homoerotisches Szenario scheint auf, wie das wohl noch kein anderer dargestellt. Die finale Kommunion der Liebenden durch einen vollständigen Blutaustausch hat rührende, makabre und religiöse Aspekte. Überhaupt hat dieses Werk eine Art religiöse Ausstrahlung. Todessehnsucht und Nekrophilie werden andächtig zelebriert: Dem tödlich verunglückten, schönen Jüngling, wird die Leiche einer ebenso schönen Jungfrau vermählt und ihm als Grabbeigabe in die Gruft mitgegeben. Solange ich lese werde ich Mitbruder einer Glaubensgemeinschaft, die Unerhörtheiten erscheinen als kultische Handlung, Ekelgefühle bleiben aus. Die mystische Klangwelt dieser Bruderschaft, geschaffen von Orlando di Lasso und Dietrich Buxtehude wird durch die Schilderung des Orgelbauers Jahnn geradezu hörbar. CDs vom ersteren hatte ich, mir solche von Buxtehude zu besorgen war Zwang. Ein nie gesehenes Panorama, nachhallende Faszination, die Jahre überdauernd. Einer meiner schönsten Romane? Vielleicht ist schön nicht das richtige Wort, sicher ist er aber einer der unvergesslichsten.

Was mir „**Josef und seine Brüder**“ von **Thomas Mann** bedeutet, habe ich Ihnen im letzten Brief dargelegt. Es ist und bleibt einer der schönsten Romane für mich.

Darf man mehr als ein Drittes haben? Die Wahl ist schwierig, sicher auch von der Distanz beeinflusst. Allerdings zeigt ja gerade das dauernde Einnisten in der Erinnerung den Rang eines Werkes. Und dann gibt es Autoren, die mit ihrem Gesamtwerk andauern, bei denen nicht ein bestimmtes Werk ihr Schaffen überragt.

Zu den letzteren gehören der auch von Ihnen hochgeschätzte Fontaine, der uns beiden wichtige Thomas Mann, der tiefeschürfende Hermann Hesse – der übrigens als Schweizer starb - und der als Biograph einzigartige Stefan Zweig.

Besonders ans Herz gewachsen sind mir einige meiner Landsleute, deren wir uns wahrhaftig rühmen dürfen. Ulrich Bräker und Gottfried Keller haben Sie selbst schon erwähnt. Jeremias Gotthelf, Conrad Ferdinand Meyer, Carl Spitteler, Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt gehören zum Kanon der deutschsprachigen Literatur. Auch Elias Canetti, der den längsten Lebensabschnitt in der Schweiz verbrachte, dürfen wir ein wenig zu „den Unsrigen“ zählen. Als Abkömmling von Urschweizern werde ich sogar ein bisschen chauvinistisch, wenn ich von meinen Innerschweizer Landsleuten rede. Meinrad Inglin, ein Schwyzer, ist mein persönlicher Favorit. Auch Heinrich Federer, ein Obwaldner, schätze ich in seinem Gesamtwerk. Von den zeitgenössischen Innerschweizern bereichern mich Margrit Schriber und Thomas Hürlimann immer wieder mit jedem neuen Buch.

Zurück zum dritten Roman. Ich muss mich da entscheiden zwischen „Berlin Alexanderplatz“ von Alfred Döblin und der „Insel des zweiten Gesichtes“ von Albert Vigoleis Thelen. Mit etwas Patriotismus nominiere ich auch Carl Spittelers „Das Wettfasten von Heimligen“, das ich noch vor seiner grossen Dichtung „Der Olympische Frühling“ und „Prometheus“ schätze. Ich entscheide mich für **Albert Vigoleis Thelen**. „**Die Insel des zweiten Gesichtes**“. Mein Vorwort für den Roman habe ich im Dezember 2003 eingeschrieben:

Das Buch ist Entschädigung und Belohnung für eine rabenschwarze katholische Kindheit und ein paar tausend erlesene Bände Literatur: Die beste Voraussetzung für den vollen Genuss an den skurrilen Geschichten und der uferlosen Sprache. Mein eindrücklichstes Leseerlebnis dieses Jahres.

Thelen erzählt uns seinen Aufenthalt auf Mallorca mit seiner späteren Frau Beatrice (einer Baslerin) in den Jahren 1931 bis 1936. Aus jeder Seite lugt der Schalk und konterkariert die schleichende Nazifizierung der Inselbevölkerung bis zum spanischen Bürgerkrieg. Man lernt alle emigrierten Intellektuellen auf der Insel kennen. Ihre Schwächen, eingepackt in verständnisinnigen Spott; die Thelens nicht ausgenommen. So Harry Graf Kessler, der die Kunst „eine Unterart der Wollust“ (!) nannte, Robert von Ranke Graves, dessen „Claudius“ Thelen während der Mallorca Jahre ins Reine schrieb, um die Wichtigsten zu nennen.

Die Vergegenwärtigung der gelesenen Werke stimmt mich freudig. Wieder einmal weiss ich, welch unverlierbaren Schatz ich mir angeeignet habe. Ich bin stolz und dankbar. Und fordere von mir demütige Bescheidenheit im Wissen, wie wenig das ist verglichen mit all dem was noch wäre und was sich keiner in einem Leben aneignen kann.